

Aus ausländischer Militärliteratur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **133 (1967)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tung Rechner gebraucht. Im Januarheft der «Forces aériennes françaises» behandelt Oberst Vallet die Entwicklung dieser Automatisierung. Wir entnehmen seinem Artikel das Folgende:

1. Rückblick

Im Januar 1943 wurde der Stab der französischen Flugwaffe in Algier zum erstenmal mit Rechengeräten ausgerüstet. Im Oktober 1944, nach der Verlegung nach Paris, wurde eine Datenverarbeitungszentrale (Centralmécanographique de l'armée de l'Air = CMAA) gebildet.

Im September 1960 erhielt diese Zentrale ihren ersten Rechner. Es war ein IBM 650. Zu dieser Zeit begann die Summe der zu behandelnden Informationen ständig zu wachsen, und dementsprechend wurde die Verarbeitungszentrale mit neuem Material ausgerüstet:

- 1962: Einführung eines IBM 1401 mit 16000 Speicherplätzen;
- 1964: Einführung eines IBM 1410 mit 80000 Speicherplätzen;
- 1965: Die Zentrale erhielt einen neuen Namen: Datenverarbeitungszentrum der Luftstreitkräfte (Centre de traitement des informations de l'armée de l'Air = CTIAA).

2. Heutige Tätigkeit

Schwergewicht: Bearbeitung der Informationen betreffend Personal und Bestände der Luftstreitkräfte.

Persönliche Informationen werden registriert (Einteilung, Eignung, Beförderungen usw.), speziell aber werden die Fragen des

Personalbestandes, angepaßt an die momentanen und späteren Bedürfnisse der Luftstreitkräfte, bearbeitet (60% der Tätigkeit). Inklusive der Bestände betreffend Reserven umfaßt die jährliche Verarbeitung der Informationen 150000 Mann und 360000 Bewegungen. Die Fliegerverbände sind somit von diesen administrativen Arbeiten entlastet.

Behandlung der Gehälter.

Berechnung der verschiedenen Statistiken betreffend Flugstunden (Einsatztätigkeit im allgemeinen, speziell diejenige der Transportverbände bezüglich der Personal- und Materialtransporte).

Buchung der Munitions- und Brennstoffbestände.

Bearbeitung des notwendigen technischen Materials und des entsprechenden Nachschubs (rund 250000 Positionen).

3. Zukunft

Heute werden die zu behandelnden Informationen im Klartext oder auf Lochkarten in das Zentrum geschickt. Hauptnachteil: relativ langsam.

Für die Zukunft ist vorgesehen, sämtliche interessierten Stellen direkt mit dem Zentrum zu verbinden (der Rechner wird mit verschiedenen Kanälen und Multiplexgeräten ausgerüstet).

Zukünftige Hauptcharakteristiken:

- Gesamtüberblick über die Daten und Voraussagen,
- ununterbrochene Verarbeitung,
- Integration der Informationen.

mo

AUS AUSLÄNDISCHER MILITÄRLITERATUR

Konfliktmöglichkeiten Sowjetunion – China – Vereinigte Staaten

Auswirkungen der chinesischen Atombombe (Schluß)

Der Zerfall des Bündnisses

Bei der Zusammenfassung aller Einsichten in die Entwicklung und das heutige Verhältnis zwischen der Sowjetunion und China gelangt Meray zur Folgerung, daß die Beziehungen auf einem Tiefpunkt angelangt seien und daß man realistisch von einem «Zerfall» sprechen könne. Diese Beurteilung wird gestützt mit der heutigen Wertung des wichtigsten Faktors der bilateralen Beziehungen zwischen Moskau und Peking, dem *Freundschafts- und Kooperationsbündnis*, das 1950 für 30 Jahre – also mit geplanter Gültigkeit bis 1980 – geschlossen wurde. Hauptinhalt dieses Bündnisses bildet die Zusicherung *sowjetischer militärischer Hilfe an China* für den Fall eines Angriffs. Meray nennt zahlreiche Beweise dafür, daß das Abkommen nur noch auf dem Papier steht, daß heute keiner der beiden Beteiligten zur Anwendung des Vertrages Vertrauen besitzt und «daß sie im gegebenen Falle sich von ihren Verpflichtungen entbunden fühlen könnten».

Ist diese Beurteilung zutreffend? Wohl niemand vermag eine absolut schlüssige Antwort zu geben. Der Ungewißheitsfaktoren sind zu viele. Meray selbst stellt im Epilog die Frage, ob die Spaltung im Sowjetblock nicht nur Strategie und Täuschung sei, zur *Irreführung und Einschläferung der Welt*. Diese Überlegung beschäftigt alle denkenden Menschen des Westens. Die kommunistischen Strategen waren ja zu allen Zeiten Meister der Täuschung und Vorspiegelung. Meray bemüht sich um eine sachlich begründete und möglichst bestimmte Antwort. Er unterstreicht, daß zwar die Kommunisten aller Länder und aller Stufen in ungezählten Fällen die westliche Welt hinter das Licht zu

führen versuchten, daß in der kommunistischen Bewegung aber «eine Vortäuschung eines Bruches noch nie vorgekommen» sei. Meray verneint die Wahrscheinlichkeit einer Irreführung. Die Gründe der Entzweiung und der Gegensätze liegen tatsächlich auch derart offensichtlich zutage, daß eine Täuschung der Welt nicht anzunehmen ist. Was sich an Meinungsverschiedenheiten und an wirklichen Gegensätzen im Laufe der letzten Jahre zwischen Moskau und Peking anstaut, was sich in harten Ansprüchen und offenen Konflikten auswirkt, geht auch bei peinlichster Prüfung eindeutig über ein vertushtes Mißverhältnis hinaus. Die Ziele der zwei kommunistischen Giganten sind neu gesetzt. Die Chinesen erstreben die Vorherrschaft innerhalb der kommunistischen Weltbewegung. Die Sowjets machen ihnen diesen Anspruch streitig. Die Chinesen wollen auch die Vorherrschaft in Asien. Die Sowjets befürchten diese Vorherrschaft und tun alles, um ein chinesisches Übergewicht im Fernen Osten zu verhindern.

Dieser Gegensatz ist höchst real und keineswegs nur politisch und wirtschaftlich bedingt. Er läßt sich in seiner weltweiten Auswirkung nur richtig erfassen, wenn man ihn auf den entscheidenden Hintergrund der chinesischen Atombewaffnung projiziert.

Die chinesische Atombombe

China ist seit 2 ½ Jahren eine Nuklearmacht. Auch wenn Mao Tse-tung heute noch nicht über ein einsatzfähiges Nuklearpotential verfügt, hat sich doch die militärpolitische Weltsituation mit der erfolgreichen ersten chinesischen Atomexplosion entscheidend verändert. Die Verfügbarkeit Pekings über Atomwaffen bildet einen äußerst wichtigen neuen Faktor in den sowjetisch-chinesischen Beziehungen und in der amerikanischen

Pazifikstrategie. Seitdem für die Chinesen die Möglichkeit besteht, nuklear aktiv mitzureden und mitzutun, ist Pekings strategische Bewegungsfreiheit an die Ebene der Russen und Amerikaner herangerückt.

Die Sowjetunion selbst trägt weitgehend die Verantwortung für den Aufstieg Chinas zur Atommacht. Mao Tse-tung war sich seit der Übernahme der Regierungsgewalt im Jahre 1949 bewußt, daß das Riesenreich China nur eine wirklich beherrschende Rolle zu spielen vermöge, wenn es auch über die militärische Nutzung der Atomenergie verfügen könne. Während der «unbewölkten Periode» der russisch-chinesischen Beziehungen bemühte sich deshalb Mao unermüdlich um eine möglichst weitgehende atomare Förderung durch die Sowjetunion, die 1949 ihre erste Atomexplosion erfolgreich durchgeführt hatte. Er fand in Moskau williges Gehör, volles Verständnis und großzügiges Entgegenkommen. Gegen tausend chinesische Wissenschaftler und Techniker wurden seit Beginn der fünfziger Jahre am russischen Atomforschungsinstitut Dubna ausgebildet. Da China über große Uranvorkommen verfügt, bot es den Chinesen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, die russischen Forschungsunterlagen rasch und produktiv auszuwerten. Seit 1957 räumte die chinesische Regierung der Herstellung von Atomwaffen erstrangige Bedeutung ein. Für die Nuklearrüstung wurden nach westlicher Schätzung seit 1960 mehr als 8 Milliarden Schweizer Franken aufgewendet, die beim dringlichen Aufbau der Wirtschaft Chinas schmerzlich fehlten. Dank der weitgehenden russischen Unterstützung waren die Chinesen in der Lage, jahrelange Entwicklungsphasen zu überspringen.

Als sich jedoch 1958 die politischen Beziehungen abzukühlen begannen, entzog die Sowjetunion dem chinesischen Partner rücksichtslos die atomare Unterstützung und rief die russischen Wirtschaftsberater aus China zurück. Von 1960 an hörte jegliche sowjetische Atomunterstützung an China auf. Die Chinesen behaupteten nachträglich, daß es den Russen bei ihrer Hilfe weniger um die Förderung der chinesischen Atomforschung als um die Errichtung atomarer Stützpunkte in China gegangen sei. Diese Behauptung stimmt kaum. Ohne die äußerst umfangreiche russische Mithilfe wäre China zweifellos erst in einigen Jahren fähig gewesen, eine Atombombe zur Explosion zu bringen. Auf jeden Fall genügte die russische Förderung der fünfziger Jahre, den Chinesen die selbständige Weiterentwicklung der Atomwaffe zu ermöglichen. Morton H. Halperin behandelt in seinem Buch «China und die Bombe» die Phase der Zusammenarbeit der beiden Länder und der alleinigen Weiterarbeit der Chinesen ausführlich⁴.

Am 16. Oktober 1964 erfolgte die erste Explosion einer chinesischen Uranbombe. Peking hatte den Beweis erbracht, daß es auch ohne die Sowjets den Weg zur Atombewaffnung zu beschreiten vermöge. Dies war nicht nur ein enormes militärisches Plus, sondern vor allem auch ein politisch weit ausstrahlendes Novum. Halperin übertreibt nicht, wenn er sagt, daß damit China zur «führenden Macht in Asien geworden» sei. «Die Welt», so sagt er, «muß jetzt mit einem China rechnen, das bald instande sein wird, zum mindesten in seinen Nachbarstaaten große Zerstörungen anzurichten.»

Die chinesischen Entwicklungsmöglichkeiten

Halperin unterscheidet richtigerweise das gegenwärtig den Chinesen zur Verfügung stehende Atomwaffenpotential, das er «beschränktes Potential» nennt – zwanzig bis dreißig Atombomben kleinerer Kilotonnengröße –, vom möglichen zukünftigen

⁴ Auch bei Tibor Meray, «Politik ohne Gnade», S. 56–64, wird diese Angelegenheit eingehend dargelegt.

gen «großen Atomwaffenpotential», das erst bei Vorhandensein einer «Atomstreitmacht mit etwa einem Dutzend oder mehr Kernfusionswaffen von interkontinentaler Reichweite» erreicht wäre. Diese Unterscheidung trägt zweifelsohne den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung. Es wäre aber verfehlt, den Chinesen nur ein langsames atomares Entwicklungstempo zuzutrauen. Sie haben seit 1964 durch verschiedene weitere Atomexplosionen bewiesen, daß sie sich auf dem Nukleargebiet mit Riesenschritten nach vorn arbeiten. So erfolgte die vierte Explosion Ende Dezember 1966 mit einer Kernfusionsbombe, also mit Thermo-nuklearladung, und mit einem Trägersystem, das bewies, daß die Chinesen auch auf dem Sektor *der Raketen* große Fortschritte erzielt haben. Westliche Fachleute nehmen an, daß China «es im laufenden Jahr 1967 auf etwa hundertfünfzig bis zweihundert einsatzbereite Flugkörper mit Atomsprenköpfen von je 20 KT Zerstörungskraft bringen kann». Der amerikanische Verteidigungsminister McNamara erklärte vor dem Senat, man müsse in der chinesischen Flugkörperentwicklung in 2 bis 3 Jahren mit Reichweiten von fast 1000 km und bis 1975 mit interkontinentalen Reichweiten bis nach Nordamerika und Europa rechnen.

Nach neuesten Beurteilungen westlicher Experten soll China voraussichtlich bereits bis 1968 die Produktion von Mittelstreckenraketen für eine Reichweite von 3500 km aufnehmen können und schon zu Beginn der siebziger Jahre über die ersten eigenen Interkontinentalraketen mit zunächst 10000, später mit 12000 bis 14000 km Reichweite bei einer Sprengkraft von jeweils mindestens 1 MT TNT verfügen⁵. Diese neueren Angaben widerlegen Halperin, der die Meinung vertritt: «Die Entwicklung einer ernst zu nehmenden chinesischen interkontinentalen Atomwaffe scheint vor den achtziger Jahren unwahrscheinlich» (S. 109/10). Eine Gewißheit über die zeitliche Entwicklung der chinesischen Nuklearausrüstung besteht nicht. Im Hinblick auf die von den Chinesen bereits bis heute erbrachten atomaren Überraschungen ist es aber wohl realistischer, eher eine baldige als eine in weiter Ferne liegende starke chinesische Atomstreitmacht anzunehmen.

Bedrohung der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten

Es ist wahrscheinlich, ja es ist sogar eher gewiß, daß sowohl die Vereinigten Staaten von Nordamerika wie die Sowjetunion real mit den für China günstigeren Möglichkeiten rechnen. Diese beiden atomaren Großmächte gehen zweifellos von der berechenbaren Tatsache aus, daß mit chinesischen Mittelstreckenraketen das gesamte Territorium der Sowjetunion und mit Interkontinentalraketen auch der nordamerikanische Kontinent unter Beschuß genommen werden können. Halperin beurteilt diese Bedrohungsmöglichkeiten und die Reaktionen der USA sowie Moskaus in interessanten Darlegungen. Einleuchtend ist dabei vor allem die Feststellung, daß sich gegenwärtig und noch für einige Zeit *die Sowjetunion* von chinesischen Atomwaffen *eher bedroht* fühlt als Amerika. Die Entwicklung interkontinentaler chinesischer Trägersysteme dürfte eben auf jeden Fall erheblich länger dauern als die Beschaffung von Mittelstreckenraketen.

Die Atomstrategie Mao Tse-tungs

Bei der Beurteilung der chinesischen Nuklearbedrohung gehen die Amerikaner und die Sowjets nüchtern von der Atomstrategie aus, die Mao Tse-tung vertritt. Diese Strategie ist in einer Rede umrissen, die Mao im November 1957 über die Folgen eines Atomkrieges hielt. Die Rede wird von Tibor Meray⁶ auszugs-

⁵ «Rotchinas Atomwaffe», in: «Soldat und Technik» Nr. 2/1967, S. 82.

⁶ «Politik ohne Gnade», S. 37.

weise erwähnt. Der chinesische Parteichef erklärte vor den sowjetischen kommunistischen Führern:

«Kann man sich vorstellen, wie viele Menschenleben einem zukünftigen Krieg zum Opfer fallen werden? Wahrscheinlich ein Drittel der 2700 Millionen der Erdbevölkerung, das heißt nur 900 Millionen Menschen. Das dünkt mich wenig für den Fall, daß Atombomben gebraucht werden. Das ist natürlich fürchterlich. Aber es wäre gar nicht so schlecht, wenn ihm die Hälfte zum Opfer fiel. Warum? Weil nicht wir den Krieg wollen, weil sie ihn uns aufzwingen. Wenn wir kämpfen werden, wird die Atom- und Wasserstoffbombe eingesetzt. Ich selbst glaube, daß solche Leiden die Menschheit befallen werden, daß die Hälfte oder noch mehr daran zugrunde gehen wird. Ich habe über diese Frage mit Nehru diskutiert. Er ist noch pessimistischer als ich. Ich sagte ihm, daß wenn auch die Hälfte vernichtet werde, die andere Hälfte davor bewahrt bleibe; der Imperialismus werde vollständig vernichtet, während der Sozialismus auf der ganzen Welt siegen werde. In einem halben oder einem Jahrhundert werde sich die Menschheit wieder um mehr als 50% vermehrt haben.»

Felix Greene hat in seinen «Listen, Lügen, Lobbies» die These von der falschen Orientierung der westlichen Welt über Rotchina unter anderem mit dem Hinweis gestützt, es sei nirgends nachgewiesen, daß Mao Tse-tung den Atomkrieg befürwortete mit der Feststellung, daß bei der Vernichtung der Hälfte der Chinesen immer noch 300 Millionen oder mehr überleben und den Sieg an sich reißen könnten. In dieser Form ist eine Äußerung Maos tatsächlich nicht bekannt. Ist aber die von Meray aus einem sowjetischen Protokoll wiedergegebene Erklärung Mao Tse-tungs inhaltlich etwas anders, und ist sie vor allem etwa humaner? Es läßt sich nicht leugnen, daß Chinas Führer der Millionenvernichtung durch Kernwaffen für die eigene Strategie und die eigene Zielsetzung positive Wirkungen und Wertungen zuschreiben.

In Halperins Arbeit wird unter anderem ersichtlich, daß Mao die grundsätzliche Auffassung vertritt, nicht die Atomwaffen würden den Krieg entscheiden, sondern die Menschen. Dies ist die logische Ableitung der Thesen des Jahres 1957. Mao neigt hier eindeutig zu einer Überschätzung des nuklearen Gleichgewichts. In diesem Punkte denken die Sowjets anders, realer. Sie lehnen die These vom Atom-«Papiertiger» ab und rechnen nüchtern damit, daß im Atomkrieg für die sozialistischen Länder die Vernichtungs- und Zerstörungswirkung ebenso groß sein werde wie für die kapitalistischen Länder.

Die Chinesen und die Russen unterscheiden sich auf strategischem Gebiet in einer noch prinzipielleren Frage. Während sich die sowjetische Führung seit Chruschtschew zur These der *Vermeidbarkeit des Krieges* bekennt, bezeichnen die Chinesen den Krieg zwischen dem kommunistischen und dem «kapitalistischen» Lager als unvermeidbar. Nach Auffassung Pekingens sind vor allem lokale Kriege und nationale Befreiungskriege nicht nur unvermeidlich, sondern zur Ausbreitung des Kommunismus sogar wünschenswert und notwendig. «Nur die absurde Angst vor einer Eskalation zu einem großen Atomkrieg hindere die Sowjetunion daran, den nationalen Befreiungsbewegungen die notwendige Unterstützung zu geben⁷.»

China für Weiterverbreitung der Atomwaffen

China hat mit der Durchführung seiner Atomexplosion der Weltöffentlichkeit seine *Ablehnung der Nonproliferation* demonstriert. Die Chinesen lehnen die Beschränkung der Atomwaffen entschieden ab, ja sie bezeichnen jede Vergrößerung der Zahl der

⁷ Halperin, «China und die Bombe», S. 32.

Atomländer als wünschenswert. Deshalb sind sie auch radikale Gegner des Atomsperrvertrages. Wie die Vereinigten Staaten verfißt aber auch die Sowjetunion konsequent den Grundsatz der Beschränkung der Atomwaffen und wendet sich deshalb gegen jede weitere Verbreitung. Moskau versuchte Peking von der Entwicklung eigener Atomwaffen mit der Erklärung abzuhalten, «die atomare Macht der Sowjetunion sei stark genug, das ganze sozialistische Lager zu beschützen». Peking lehnte diese Zusicherung glattweg ab und forderte innerhalb des sozialistischen Lagers mehrere nationale Atomstreitkräfte. China äußerte dabei ernstliche Zweifel, ob die Sowjetunion ihre atomare Macht zugunsten anderer sozialistischer Länder einsetzen würde. Der Versuch der Atommächte, die Nonproliferation durchzubringen, wurde in diesem Zusammenhang von Peking «als großer Betrug zur Täuschung der Völker» angeprangert. Angesichts dieser eindeutigen Haltung Chinas, die sich völlig mit dem unwiderruflichen Nein General de Gaulles deckt, erscheint eine Einigung über den Atomsperrvertrag als höchst unwahrscheinlich. China verfolgt mit dieser intransigenten Politik nebst dem Ziel militärischer Stärkung auch noch den Zweck, durch ein eigenes Atompotential im kommunistischen Lager denselben Einfluß zu gewinnen wie die Atommacht Sowjetunion. Die Atombombe soll China in Asien die Vormachtstellung gewährleisten.

Militärische Zurückhaltung Chinas und Strategie der Vereinigten Staaten

Diese Absicht läßt sich nur verwirklichen, wenn die chinesische Atomrüstung ungestört weitergeführt werden kann. China hat deshalb alles Interesse, in den nächsten Jahren nicht in einen Krieg mit atomaren Großmächten verwickelt zu werden, die noch während einiger Jahre in der Lage wären, die nuklearen Rüstungszentren Chinas zusammenzuschlagen. Es ist deshalb kaum anzunehmen, daß sich China in absehbarer Zeit zu militärischen Provokationen der USA oder der Sowjetunion hinreißen läßt⁸. Halperin äußert im Zusammenhang mit der Darstellung der amerikanischen Reaktionen auf die Chinabombe die Auffassung, daß die Vereinigten Staaten diese Berechnung ebenfalls in ihre Beurteilung einbeziehen und davon ausgehen, daß in den «nächsten 5 Jahren keine Notwendigkeit für eine Verstärkung der atomaren Schlagkraft der USA im pazifischen Raum bestehe. ... Die atomare Stärke Amerikas im Pazifik ist mehr als ausreichend, um ... abzuschrecken.» Halperin stellt bei dieser Gelegenheit fest, die amerikanischen Pazifikstreitkräfte – sowohl die atomaren wie die konventionellen – seien so stark, daß keine Notwendigkeit bestehe, Kräfte von der gegen die Sowjetunion gerichteten Hauptfront abziehen zu müssen. Diese Versicherung dient wohl in erster Linie als Beruhigungsspiel für die Europäer, die dem militärischen Schutzschirm der Amerikaner nicht mehr restlos vertrauen. Dieser selben Absicht dürfte außerdem der Hinweis Halperins dienen, daß die Vereinigten Staaten in absehbarer Zeit in der Lage wären, «das gesamte *chinesische Trägersystem* zu zerstören», weil China noch längere Zeit über keine leistungsfähigen elektronischen Warnvorrichtungen verfügen werde. Der amerikanische Autor rechnet trotzdem mit der *Möglichkeit*, daß China feindliche Streitkräfte mit Atomwaffen angreifen könnte. Er betont auch, daß China selbst als bescheidene Atommacht die Chance besitze, «die Ängste seiner asiatischen Nachbarn auszunützen». Der vorläufig begrenzten atomaren Möglichkeiten sei sich Peking jedoch zweifellos bewußt.

⁸ Auch die neueste Mahnung Pekingens, im Falle eines amerikanischen Direktangriffs gegen Nordvietnam zu intervenieren und Hanoi-«Freiwillige» zur Verfügung zu stellen, dürfte eher kalte Kriegführung sein und kaum in die Wirklichkeit umgesetzt werden.

In dieser nüchternen Beurteilung Chinas dürften die Amerikaner und die Sowjets übereinstimmen.

In seinen Erörterungen der *amerikanischen Atomstrategie* befaßt sich Halperin konkret mit Möglichkeiten einer kriegerischen chinesisch-amerikanischen Auseinandersetzung. Im Falle eines chinesischen Atomangriffs nennt er als Ziele eines amerikanischen Vergeltungsschlages nicht nur Atomwaffenstellungen, sondern auch chinesische Flugplätze, andere militärische und auch industrielle Ziele. Eine weitere Zielsetzung ist nach Halperin, «die politische Führung Chinas zu verändern». In die amerikanische Strategie wird somit sowohl die Counterforce- wie die Counter-city-Strategie einbezogen. Dies bedeutet keineswegs Festhalten an der Strategie der «massiven Vergeltung». Vielmehr sei wie für Europa auch in Asien eine «abgestufte Abwehr jeder möglichen Bedrohung notwendig, von der Subversion bis zum strategischen Atomwaffeneinsatz». Das dringliche Problem aber der amerikanischen Politik im Pazifik müsse darin bestehen, «die Moral der asiatischen Nationen und ihre Bereitschaft zum Widerstand gegen die chinesische Expansion aufrechtzuerhalten. ... Die Vereinigten Staaten werden vor dem gleichen Problem stehen wie in Europa: ihre Verbündeten davon zu überzeugen, daß sie bereit sind, sie zu verteidigen, auch wenn dies zu einem Kriege führen könnte, in dem amerikanisches Gebiet angegriffen wird.» Es ist bezeichnend für die amerikanische Tendenz zur Zurückhaltung bei militärischen Engagements, daß Halperin betont, die amerikanischen Atomwaffen seien nicht ein «Ersatz für eine effektive direkte Verteidigungsstrategie der Länder Asiens».

Für die zukünftige Pazifikstrategie aller Länder bildet

das chinesisch-russische Verhältnis

einen ausschlaggebenden Faktor. Solange Moskau und Peking Arm in Arm marschierten, bestand die latente Gefahr einer kommunistischen Hegemonie in Asien. Einem einigen Block von Sowjetunion und China hatte die in nationale Interessen aufgesplitterte westliche Welt außer den amerikanischen Kernwaffen kein ebenbürtiges Potential entgegenzustellen. Seit der Vertiefung der Kluft zwischen Moskau und Peking kann die amerikanische Strategie das russische und das chinesische Kräftepotential getrennt in die Waagschale legen. Dabei ist für die Vereinigten Staaten entscheidend, ob im Falle eines Krieges mit der Sowjetunion oder mit China die andere kommunistische Macht dem ehemaligen *kommunistischen Partner zu Hilfe* kommen oder neutral beiseite stehen würde. Es gibt für beide Lösungen plausible Argumente. Eine schlüssige Antwort ist auch in dieser Frage nicht möglich. Und doch sind einige Folgerungen erlaubt, ohne daß man ihnen illusionären Charakter zumessen müßte. So scheint einmal die von Halperin gezogene Folgerung richtig, daß «China kein Atomwaffenpotential besitzt, um die Vereinigten Staaten direkt angreifen zu können, und daß daher die USA ihr eigenes Land nicht gefährden, wenn sie China angreifen». Dabei wird selbstverständlich angenommen, daß China sich energisch zur Wehr setzen würde, wenn es angegriffen werden sollte. Die für die Vereinigten Staaten lebenswichtige Frage aber liegt darin, ob die Sowjetunion zugunsten eines *angegriffenen Chinas* interveniert oder nicht. Halperin vertritt die offenbar stark verbreitete amerikanische Meinung, «daß die Sowjetunion China nicht zu Hilfe kommen wird, wenn die Vereinigten Staaten nach einem Einsatz chinesischer Atomwaffen zurückschlagen». Diese Wahrscheinlichkeit darf man als erheblich beurteilen, weil die Sowjetunion in dieser Situation die mißliebigen gewordenen chinesischen Genossen des primären Atomeinsatzes wegen verurteilen könnte. Halperin geht aber noch weiter und glaubt im Hinblick auf den chinesisch-sowjetischen Konflikt

sogar an die Möglichkeit einer «stillschweigenden russisch-amerikanischen Zusammenarbeit zur Verteidigung asiatischer Länder gegen die chinesische Bedrohung». Das russische Rüstungsabkommen mit Indien wird als Beweis aufgeführt. Das russische Interesse an einer Zurückdämmung des chinesischen Einflusses in Asien dürfte unbestritten sein. Die Sowjetunion bleibt im Fernen Osten der große Konkurrent Pekings. Ob aber die russische Bereitschaft so weit geht, wie dies Halperin andeutet, ist – mindestens heute noch – eher fraglich. Noch fraglicher aber dürfte es sein, ob die Sowjets je einmal beiseite stehen, wenn die Amerikaner als erste gegen die Chinesen atomar losschlagen sollten. Auch in diesem Falle bestände das vitale russische Interesse in einer Reduktion oder gar weitgehenden Ausschaltung der chinesischen Atombedrohung. Trotzdem bleibt es eine sehr fragwürdige Spekulation, ob die Sowjets einen nuklearen Primärschlag gegen Rotchina tatenlos, lediglich mit papierenen Protesten hinnehmen würden.

Dieselbe Frage stellt sich für China im Falle eines *russisch-amerikanischen Atomkonflikts*. Es ist heute keineswegs sicher, daß die Chinesen zugunsten der Sowjets intervenierten, falls diese von den USA angegriffen werden sollten. Peking könnte versucht sein, in diesem Konflikt die territorialen Ansprüche gegenüber Moskau zu verwirklichen. Die Rolle des gewinnenden Dritten in Weltauseinandersetzungen, in denen die Amerikaner umfassend engagiert sind, gefiele sowohl den Sowjets wie den Chinesen.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß sich die östlichen Staaten dieser Situation in absehbarer Zeit gegenübersehen. Diese Lage wäre ja nur denkbar, wenn sich die Vereinigten Staaten zum atomaren Primärschlag entschließen würden. Es dürfte der offiziellen Auffassung Washingtons entsprechen, wenn Halperin bei der Behandlung der amerikanischen Atomstrategie sagt, «daß die Regierung der USA, wenn sie die Frage sorgfältig erörtert, nach wie vor entscheiden wird, keinen Versuch zu machen, China mit militärischen Mitteln am Aufbau seines Atomwaffenpotentials zu hindern».

Sowjetunion und Vereinigte Staaten

Der Optimismus, den Halperin in der Frage der russisch-amerikanischen Beziehungen zur Schau trägt, entspricht dem gegenwärtigen Trend großer Kreise in den USA, die auf ein weitgehendes Tauwetter in den Beziehungen zwischen Moskau und Washington spekulieren. Dieser Optimismus gipfelt bei Halperin in der Folgerung, es dränge sich eine «Revision der amerikanischen Haltung zum kalten Krieg und zur gesamten Weltpolitik in der Nachkriegszeit auf». Es handle sich in der Zukunft also nicht mehr – wie bisher – «um einen Kampf gegen den Weltkommunismus». In derartigen Folgerungen zeigt sich, wie weitgehend das Vorhandensein der chinesischen Atombombe und gleichzeitig die ungeheuren Belastungen durch den Vietnamkrieg die amerikanische Öffentlichkeit zu einer geistigen Aufweichung und zu einer Abkehr von bisher gültigen strategischen Grundsätzen geführt haben. Es ist sehr verständlich, daß die Vereinigten Staaten ihre Politik überprüfen, um durch eine den neuen Verhältnissen angepaßte Strategie der Gefahr einer atomaren Kriegführung in Asien zu begegnen. Es ist auch begreiflich, daß sorgfältig abgewogen wird, ob eine weitere Eskalation in Vietnam verantwortet werden kann⁹. Bei diesem Abwägen durch die USA müssen die wahren Gründe des chinesisch-russischen Konflikts ebensowohl in die Beurteilung fallen wie die Wertung der Zukunft Nationalchinas und Japans und des Inter-

⁹ Barcata widmet im Kapitel über Vietnam diesem Problem eine ausführliche Würdigung.

essensangleichs an die Sowjetunion. Die Beurteilung wird dabei nicht um die Erkenntnis herumkommen, daß das bevölkerungsreichste Land der Erde, China, seit dem Aufrücken zur Atom-macht eine Bedeutung erlangt hat, die weder politisch noch wirtschaftlich noch militärisch unberücksichtigt bleiben darf. Auf die atlantische Strategie der Vereinigten Staaten wird sich diese Tatsache ebenso stark auswirken wie auf die pazifische. Und Europa dürfte die Auswirkungen dieser Tatsache auf allen Lebensgebieten sehr nachdrücklich zu spüren bekommen. U.

Die Entwicklung der Schweizer Panzerwaffe

In einem ausführlichen Bericht in der Januar/Februar-Ausgabe der amerikanischen Zeitschrift «Armor» beschreibt R. M. Ogor-kiewicz die Entstehungsgeschichte der Schweizer Panzerwaffe.

Tatsächlich wurde schon im Jahre 1917 von der schweizerischen Armee der erste Panzerkauf getätigt, auch wenn es sich nur um ein einziges Exemplar des Renault-F.T.-Leichtpanzers handelte, eines Modells, das im ersten Weltkrieg größte Popu-larität erlangte und in der französischen Armee wie auch in einer Reihe weiterer Armeen, einschließlich der USA (als M 1917) verwendet wurde. Daß natürlich auch in der Schweiz eine Schwalbe noch keinen Sommer machte, war schon damals klar. Das traditionelle militärische Denken in der Eidgenossenschaft, das auf die Verteidigung ausgerichtet ist, führte erst im Jahre 1934 zu einer nächsten Panzerbeschaffung, einer typischen, wenn auch damals noch sehr umstrittenen «Offensivwaffe». Es handelte sich bei diesem Kauf um vier englische Vickers-Carden-Lloyd-Leichtpanzer, die von Vickers Armstrongs Ltd. hergestellt wurden. Es war wiederum ein sehr weit verbreitetes Modell, das in großer Zahl und in verschiedenen Armeen verwendet wurde.

Eigentliche Panzertruppen wurden in der Schweiz aber erst im Jahre 1938 aufgestellt, als es sich darum handelte, mit Leichtpanzern ausgerüstete Aufklärungseinheiten in die Infanterie-divisionen einzugliedern. Die damals angeschafften Pz. 39 wurden in der Tschechoslowakei von Ceskomoravska Kolben Danek hergestellt und in der Schweiz, versehen mit einem Saurer-Dieselmotor, aus importierten Einzelteilen montiert. Dieses Modell – in Deutschland trug es die Bezeichnung Pz.Kpfw. 38 – war der in größter Zahl vorhandene Panzer zum Beispiel in Rommels 7. Panzerdivision anlässlich des «Blitzkrieges» in Frank-reich. Leider versiegt nach 24 Bestandteillieferungen wegen des ausgebrochenen zweiten Weltkrieges der Nachschub aus der Tschechoslowakei, so daß es für die Schweizer Armee während des ganzen Krieges bei 24 Stück blieb.

Erst im Jahre 1946 und teilweise noch 1947 konnte wiederum aus der Tschechoslowakei, noch bevor diese ganz unter kom-munistischen Einfluß geriet, eine Serie von 158 G 13-Panzer-jägern beschafft werden. Diese größere Beschaffung erlaubte erstmals die Aufstellung von Bataillonen. Dieser von den Deut-schen erst in den letzten Kriegsjahren in Produktion gegebene Panzerjäger, bezeichnet als Jagdpanzer 38, war, mit einem 75-mm-Geschütz versehen, eine sehr gute Panzerabwehrwaffe, deren technische Qualität dadurch erwiesen ist, daß die Schweizer Armee noch heute über diese drei Panzerjägerbataillone verfügt (zum Teil mit nachträglich eingebautem Saurer-Dieselmotor) und noch von einem Einsatz bis in die siebziger Jahre gesprochen wird.

Auf Grund einer leicht den neueren Verhältnissen angepaßten Einsatzdoktrin der Schweizer Armee erfolgten nach den fünf-ziger Jahren mehrere Panzerbeschaffungen innert relativ kurzer Zeit. So wurden im Jahre 1951 200 französische Leichtpanzer vom Typ AMX 13 angekauft. Dieser ebenfalls mit einer 75-mm-

Kanone bestückte Pz. 51 ist heute in den mechanisierten Auf-klärungs-bataillonen anzutreffen. Schon 1954 wurden weitere Panzer beschafft. Diesmal handelte es sich um 100 britische «Centurion Mk. III» (Pz. 55), die mit einer 84-mm-Kanone aus-gerüstet sind. Mit diesem rund 50 t schweren Modell konnte man in der Schweiz erstmals einen mittleren Kampfpanzer in Dienst stellen. 1956 folgten weitere 100 «Centurion» vom Typ Mk. VII (Pz. 57) und 1960 schließlich 100 «Centurion Mk. V» aus Südafrika. Die Hälfte der «Centurion» wurde nachträglich auf 105-mm-Geschütze umgerüstet.

In der Nachkriegszeit wurden in der Schweiz auch Anstren-gungen für eine Eigenentwicklung unternommen. Erste Proto-typen wurden 1958/59 fertiggestellt. Diese führten zum Bau einer Vorserie des Pz. 58 mit einer 90-mm-Kanone, der dann schließlich als Pz. 61 mit einer 105-mm-Kanone in die Serien-herstellung ging und heute in 150 Exemplaren vorhanden ist. Die «Centurion» wie die Pz. 61 sind heute in die Mechanisierten Divisionen eingegliedert.

Zu erwähnen bleibt die Geschichte der Schützenpanzerent-wicklung in der schweizerischen Armee. Um die Mitte der fünfziger Jahre wurden bei drei Schweizer Firmen (Hispano-Suiza, Saurer, Mowag) Aufträge für die Entwicklung eines schweizerischen Schützenpanzers ausgelöst. In die Evaluationen der Prototypen wurden auch ausländische Modelle einbezogen (AMX usw.). Zur Hauptsache aus Kostengründen wurde dann jedoch im Jahre 1964 dem amerikanischen Schützenpanzer M113 (Spz. 63) der Vorzug gegeben, und dieser innert kürzester Zeit beschafft und bei der Truppe eingeführt. ps

«Wie viele Soldaten gibt es in der Schweiz?»

Eine potentielle Armee von einer halben Million Menschen, mehr als 400 Düsenjägern, 1000 Panzern, Lenkraketen, Panzer-abwehrraketen, Systemen der Funkortungsgeräte mit großem Wirkungsbereich ... Diese Aufzählung betrifft nicht etwa das Militärarsenal einer Großmacht. Diese ansehnliche Sammlung von modernen Waffen ist das Eigentum eines kleinen neutralen Staates, der Schweiz, deren Bevölkerung etwa die Hälfte der Einwohner von Tokio ausmacht.

Jeder gesunde Mann zwischen zwanzig und fünfzig Jahren muß hier Militärdienst leisten, und niemand kann sich dieser Pflicht entziehen. Die Pazifisten, die den Militärdienst verweigern, werden eingekerkert, aber ihre Zahl ist außerordentlich niedrig.

Der Militärdienst dauert 50 Wochen und erstreckt sich über eine lange Periode, denn die Männer im Dienstal-ter verbringen jedes Jahr 3 Wochen in den Übungslagern. Aber sie müssen auch zu Hause ein Repetiergewehr und 24 Patronen bei sich halten, um im Notfall sofort zu den Waffen greifen zu können.

Einer der ältesten Beamten des Verteidigungsministeriums, Hans Kurz, erklärte, daß die Schweiz innert einiger Stunden 20 Divisionen, also 500 000 Mann, mobilisieren könne. Außerdem verfügt sie über eine ausgebildete Reserve von 750 000 Mann. In jedem Schweizer Haus kann man ein sogenanntes «Soldaten-buch» für den Kriegsfall finden. Diese Vorschrift von 384 Seiten erklärt, wie man ein Haus verbarrikadieren kann, die Methoden der ersten Hilfe und die Ausrüstung eines Angriffes mit Hand-granaten. Für die Frauen enthält das Buch die Vorschriften über bestimmte Funktionen des Zivilschutzes.

Die Schweiz besitzt gegenwärtig 57 Düsen-Jagdflugzeuge vom Typ «Mirage» französischer Herkunft (sie fliegen 2 Mach schnell), die Zahl der englischen Boden/Luft-Raketen wird geheimgehal-ten, und auch über die Zahl der Panzerabwehrraketen aus Schweden wird nicht geredet.

Ein Drittel des schweizerischen Budgets wird für militärische Ausgaben verwendet. Die Schweiz will keine nuklearen Waffen besitzen, aber es ist gar nicht sicher, ob sie das Abkommen über die Nichtverbreitung von nuklearen Waffen unterzeichnen will. «Natürlich sind wir für jeden solchen Schritt, der die Einschränkung der nuklearen Waffenbestände bezweckt», erklärte Hans Kurz, «aber wir müssen den Atomstatus unserer Nachbarn mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen.» Und das benachbarte Frankreich ist – eine Atommacht.

Die Schweizer spielen weiterhin die Rolle des wichtigsten Bankiers in Europa, und der Lebensstandard ist in diesem Land einer der höchsten in der Welt. MC

Aus: «Sa Rubesom», Moskau, Januar 1967 (außenpolitische Wochenzeitung), veröffentlicht in «Magyarorszag», Budapest, 5. Februar 1967, Seite 13.

Die Sorgen des Unteroffiziers

Von Oberst I. Marejew

Die Unteroffiziere begreifen im allgemeinen ihre Rolle bei der Lösung der Aufgaben, welche sich den Truppen stellen, und bemühen sich, ihre Pflichten gut zu erfüllen. Aber nicht allen gelingt es, wie sie selbst sagen, auf der Höhe ihrer Aufgaben zu sein. Die Hauptschwierigkeit ist die Arbeit mit den Leuten. «Ich kann keine gemeinsame Sprache mit meinen Untergebenen finden», sagt der eine. «Ich kenne die Technik besser als die Leute», versichert ein anderer. Der dritte kann überhaupt keine tadellose Ausführung der Anordnungen erreichen.

Der Mensch ist eben komplizierter als irgendeine Maschine. Wenn an einem Mechanismus irgend etwas fehlt, kann man in der Anleitung nachschauen und dort die nötige Antwort finden. Um ein noch so kleines Grüpplein richtig zu führen, braucht man nicht nur bestimmte Fertigkeiten, sondern auch organisatorische Fähigkeiten. Diese Eigenschaften liegen einem Teil der Unteroffiziere nicht. Die Schuld dafür tragen vor allem die Ausbildungseinheiten. Nicht zufällig erklären manche jüngere Kommandanten offen, man habe sie zu wenig für die Arbeit mit den Leuten vorbereitet. Nehmen wir zum Beispiel die Batterie, welche der Offizier D. W. kommandiert. Die Unteroffiziere sind hier alle Spezialisten erster und zweiter Klasse, ausgezeichnete Ausbilder und gute Erzieher. Dazu wurden sie vor allem dank den Bemühungen der Offiziere, besonders des Batteriekommandanten. W. führt persönlich die politischen, methodischen und führungstechnischen Übungen mit den Unteroffizieren durch. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Kommandant dem Ziel, daß die Unteroffiziere alle Aufgaben, welche in ihren Bereich fallen, selbständig lösen.

Einmal verstieß der Soldat K. gegen die militärische Disziplin. Der Unteroffizier beklagte sich darüber beim Batteriekommandanten. «Und was haben Sie unternommen?», fragte W. Diese Frage stieß beim Unteroffizier auf Unverständnis. «Was kann ich denn machen? Meine Rechte sind klein.» «Es gibt keine kleinen Rechte», belehrte ihn der Offizier; «es gibt keine geringen Handlungen. Wichtig ist, nicht die Verantwortlichkeit von sich zu weisen. Sie tragen die Verantwortung für die Leute, für ihre Erziehung.»

Aber bei weitem nicht alle Kommandanten arbeiten so mit ihren Unteroffizieren. Das erhellt aus den folgenden Aussprüchen: «Bei den Übungen hören und schauen wir mehr zu.» «Gespräche gibt es mit uns genug, aber davon bleibt wenig im Kopf.» «Ich selbst schieße gut, aber ich kann es meinen Untergebenen nicht beibringen.»

Die Anforderungen an die Unteroffiziere wachsen Jahr für Jahr. Sie sollen nicht nur Technik, Methodik, ihre Spezialität können, sondern auch über pädagogische Fähigkeiten verfügen und auf die Psyche der Soldaten einwirken. An der Arbeit mit den Unteroffizieren müssen die Regimentskommandanten, Bataillonskommandanten, Partei- und Komsomolorganisationen teilnehmen.

Als eigentliche Schule der Ausbildung und Erziehung erweist sich die praktische Arbeit mit den Untergebenen. Besondere Beachtung verdient die gegenseitige Beziehung zwischen Unteroffizieren und Soldaten. Es läßt sich nicht verschweigen, daß es Unteroffiziere gibt, welche gar keine angenehmen Beziehungen wünschen, Vertraulichkeiten zulassen, die festgesetzte Ordnung durchbrechen und dadurch ihre eigene Autorität untergraben. Gleich bei seinem Eintritt soll der Unteroffizier lernen, eine richtige Beziehung zu seinen Untergebenen zu pflegen; man soll ihm einschärfen, daß er Vorgesetzter ist und anspruchsvoll und sorgfältig sein soll.

Einst bei einer Besprechung mit seinen Unteroffizieren ließ Hptm. W. M. die Frage diskutieren: «Der Unteroffizier – unmittelbarer Vorgesetzter und Freund des Soldaten?» Diese Themastellung erwuchs aus den Erklärungen einiger junger Kommandanten, es sei unmöglich, gleichzeitig ein guter Vorgesetzter und der Freund der Untergebenen zu sein. Das Thema interessierte die Unteroffiziere sehr. Im Verlauf des Meinungsaustausches zeigte es sich, daß die Zugführer oft Verfügungen an die Soldaten über die Köpfe der Unteroffiziere hinweg erlassen, ihre Meinung bei der Auswertung von Wettbewerben und bei der Bewilligung für Ausgang nicht einholen.

Die Autorität des Unteroffiziers hängt nur von ihm allein ab, von seiner Vorbereitung, von seiner Beziehung zur Arbeit. Lehren kann man nur den, der sich Mühe gibt zu lernen. Deshalb erklären die Unteroffiziere selbst: «Autorität kann nur mit Verstand und Herz gewonnen werden.» «Sei Meister in deiner Spezialität, schleppe dich nicht am Schwanz hin.» «Autorität gewinnt man durch hohe Ansprüche an sich und an die Untergebenen.» «Übertriff die Soldaten in militärischer und politischer Ausbildung, sei grad und ehrlich.» «Übersieh nicht die Kleinigkeiten.» «Unteroffiziere beschimpfen sich nicht gegenseitig, sondern stützen sich gegenseitig.» «Je mehr man von sich selbst verlangt, um so größer ist der Nutzen.» it

(«Woejennyj Wjestnik», Februar 1967)

MITTEILUNGEN

Ergebnis des Preisausschreibens der SOG 1966/67

Dieses zweite Preisausschreiben der Amtsperiode 1964 bis 1967 hatte guten Erfolg: Es sind 14 Arbeiten abgeliefert worden. Mit Preisen ausgezeichnet wurden (Beschluß des Zentralvorstandes der SOG vom 29. April 1967):

Verfasser	Thema	Preis
1. Oberstbr. E. Schuler, Kdt. Gz.Br. 4	Vorschläge zur Weiterentwicklung unserer Armee Die operative Führung unserer Armee	Fr. 2000.–
2. Major Rudolf Bucheli, Kdt. FüS.Bat. 104	Infiltration	Fr. 500.–
3. Lt. Hervé de Weck, Cp. chars I/15	La Jeunesse universitaire et le devoir militaire	Fr. 400.–
4. Oblt. Curt Gasteyger, Armeestab	Landesverteidigung im Nuklearzeitalter	Fr. 200.–